

# Afrika, nein danke!

Keith B. Richburg, ein schwarzer Amerikaner, will nichts mit der Heimat seiner Urväter zu tun haben.

*Richburg, 39, war von 1991 bis 1994 Afrika-Bürochef der WASHINGTON POST mit Sitz in Nairobi. Jetzt schreibt er für die Zeitung aus Hongkong. In seinem Buch „Out of America“ rechnet er mit dem Schwarzen Kontinent ab.*

Ich bin es leid weiterzulügen. Ich bin diese Ignoranz und Heuchelei über Afrika satt. Ich habe drei Jahre zwischen seinen Leichen gelebt. Ich bekam eine AK-47 gegen meine Schläfe gedrückt; ich sprach mit macheteschwingenden Hutu-Milizen, deren T-Shirts noch vom Blut ihrer Opfer bespritzt waren; ich erlebte eine Choleraepidemie in Zaire, eine Hungersnot in Somalia, einen Bürgerkrieg in Liberia. Ich sah Städte zu Schutt gebombt und andere Städte zu Müllhalden reduziert – weil ihre Führer sie verrotten ließen, beschäftigt damit, Milliarden von Dollar auf ihre Auslandskonten zu transferieren.

Afrika, Mutter Afrika, wird uns Afroamerikanern oft als eine Art schwarzes Walhalla vorgehalten, wo die Abkömmlinge von Sklaven begeistert willkommen heißen würden und schwarze Männer und Frauen in wahrer Würde leben könnten. Ach ja? Erzählen Sie mir etwas über Afrika und meine schwarzen Wurzeln, und ich spucke Ihnen die Worte zurück ins Gesicht.

Wäre Malcolm X noch am Leben, er würde mich vielleicht einen dieser Schwarzen nennen, die durch die „Gehirnwäsche“ der Weißen gegangen sind. Das macht es so schmerzhaft für mich aufzuschreiben, was man so leicht mißverstehen könnte:

Glauben Sie mir, ich hasse Afrika und seine Menschen nicht. Was ich hasse, ist die Brutalität, die Vergeudung menschlichen Lebens, die Ungerechtigkeit, mit der diktatorische Regime den Menschen ihre Würde rauben.

Ich hasse es, wenn mein Fahrer in Somalia sich weigert anzuhalten, damit ich einer verdurstenden Frau eine Wasserflasche reichen kann. Ich hasse die Kids mit ihren lässig übergeworfe-

nen Maschinengewehren, die nur so zum Spaß auf die Alten einschlagen, die sich an einer Hilfsstation nach einer Handvoll Haferschleim angestellt haben. Ich hasse den Big Man, der seine ganze Regierung und das diplomatische Korps in sengender Hitze am Flughafen antreten läßt, um sich zu irgendeiner Auslandsreise verabschieden zu lassen. Ich hasse den Beamten des Diktators, der mich belehrt, daß „die Weißen“ sein Land in den Ruin getrieben hätten.

Ich kann in Kinshasa oder Khartum in ein Meer von schwarzen Gesichtern eintauchen, in die Anonymität des Nicht-Erkennbaren. Doch ich bin keiner von ihnen, ich bin aus einer anderen Welt.

Schon wahr, meine Vorfahren kamen von hier, und die Menschen sind wohl so etwas wie meine entfernten Vettern. Aber eine Kluft hat sich aufgetan, eine Kluft von 400 Jahren und 10 000 Meilen. Ich bin ein schwarzer Amerikaner, geboren in Detroit. Nichts in meiner Vergangenheit, nichts

in meiner Erziehung hat in mir eine Vorstellung davon geweckt, wie es sich anfühlen müßte, ein Afrikaner zu sein. In Amerika bin ich mir öfter mal als Fremder vorgekommen, in Afrika aber bin ich ein Fremder.

Die USA sind meine Heimat. Es ist für mich sinnlos, über die „Rückkehr“ nach irgendwo zu reden, die Suche nach fehlenden „Wurzeln“ weiterzutreiben. Ich habe in Afrika gelebt, und, offen gesagt, es gibt nicht den geringsten Teil von mir, der eine Bindung an diesen seltsamen Platz verspürt. Ich danke Gott, daß meine Vorfahren es geschafft haben, diesen Kontinent zu verlassen, ihre Reise zu überleben.

Statt dem Mythos nachzuhängen, daß wir irgendwo anders hingehören, sollten wir schwarzen Amerikaner lieber alle unsere Energien darauf verwenden, die Vereinigten Staaten, dieses unvollkommene Land, zu einem besseren Land zu machen.



Journalist Richburg

M. FRINKENBACH

Alliance Franco-Gambienne spannen Zuschauer im Saal Schirme auf; ein Gewitterregen prasselt durch das undichte Dach.

Am nächsten Morgen umlagert die Reisesgesellschaft den blendend gelaunten Charles Holt. Der läßt eine Flasche Palmwein kreisen, die er von einem Bauern „frisch vom Baum“ gekauft hat. Nun wollen alle den „jungle juice“ kosten. „Nicht übel“, urteilt Charles, „aber ich bleibe lieber bei Jack-Daniels-Whiskey.“

Etliche in der fröhlichen Runde sind kaum wiederzuerkennen: Sie tragen afrikanische Kleidung. Die weitgeschnittenen Afro-Gewänder stehen vor allem den vollschlanken Frauen viel besser als enganliegende T-Shirts und Leggings made in USA.

Reiseleiter Mouhammed kommt um Punkt neun mit dem Bus, um die Gruppe abzuholen. Dabei hatte er abends gewarnt: GMT bedeute „Gambian Maybe Time“, gambische Vielleicht-Zeit. Bei der Fahrt durch Banjuls Umgebung finden die Besucher, daß sie das Ausmaß von Armut und Unterentwicklung unterschätzt haben. Auf ungeteerten Straßen schleppen Frauen auf dem Kopf alle möglichen Lasten. Zwischen Hütten mit Wellblechdach fließen schmutzige Rinnsale. Auf einem Viehmarkt werden magere Rinder angeboten.

Doch die Menschen in dieser bescheidenen Welt, so meinen die Amerikaner, wirken fröhlicher als die Bürger in der heimischen Überflußgesellschaft. Liegt das am polygamen Leben? Reiseführer Mouhammed sagt, die Zahl der Vielehen nehme dramatisch ab. Denn die Männer hätten erkannt: „One woman – one trouble, two women – two troubles, three women ...“

Alle im Bus lachen. Dann aber attackieren die Amerikaner den afrikanischen Bruder, weil Mouhammed die in Gambia verbreitete Klitorisbeschneidung verteidigt. Das sei immer so gewesen und tue den Mädchen auch gar nicht weh, behauptet er. „Es ist lebensgefährlich und nimmt den Frauen später jede Lust“, empören sich die US-Besucherinnen. Mouhammed bestreitet das: „Unsere Frauen kommen auf ihre Kosten. Das könnt ihr mir glauben.“

Im Nationalstadion eröffnet die Präsidentengattin das Roots Home Coming Festival. Die einheimische Prominenz, das diplomatische Korps und über tausend Staatsbeamte und Schulkinder erheben sich von ihren Plätzen, als eine Militärkapelle Gambias Nationalhymne intoniert. Auf der Ehrentribüne stehen die Heimkehrer aus der Diaspora – rund 70 Afroamerikaner und 30 Farbige aus der Karibik.

„In den nächsten Jahren werden es viel mehr sein“, sagt der Direktor des Reiseveranstalters Gamtours. Das Land will zukünftig überall, wo Schwarze leben, das Roots Festival anpreisen. Das Ereignis soll außerhalb der Saison Gäste ins Land locken – wenn die sonnenhungrigen Skandinavier, Briten und Deutschen ausbleiben. Auch die Badeurlauber aus Europa